

Text und Kontext

Fallstudien und theoretische Begründungen
einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik

Schriften des Historischen Kollegs

Kolloquien
64

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Text und Kontext

Fallstudien und theoretische Begründungen
einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik

Herausgegeben von
Jan-Dirk Müller
unter Mitarbeit von
Elisabeth Müller-Luckner

R. Oldenbourg Verlag München 2007

Schriften des Historischen Kollegs
herausgegeben von
Lothar Gall
in Verbindung mit
Etienne François, Johannes Fried, Klaus Hildebrand, Manfred Hildermeier,
Martin Jehne, Claudia Märkl, Helmut Neuhaus, Friedrich Wilhelm Rothenpieler,
Luise Schorn-Schütte und Dietmar Willoweit
Geschäftsführung: Georg Kalmer
Redaktion: Elisabeth Müller-Luckner

Das Historische Kolleg fördert im Bereich der historisch orientierten Wissenschaften Gelehrte, die sich durch herausragende Leistungen in Forschung und Lehre ausgewiesen haben. Es vergibt zu diesem Zweck jährlich bis zu drei Forschungsstipendien und ein Förderstipendium sowie alle drei Jahre den „Preis des Historischen Kollegs“.

Die Forschungsstipendien, deren Verleihung zugleich eine Auszeichnung für die bisherigen Leistungen darstellt, sollen den berufenen Wissenschaftlern während eines Kollegjahres die Möglichkeit bieten, frei von anderen Verpflichtungen eine größere Arbeit abzuschließen. Professor Dr. Jan-Dirk Müller (München) war – zusammen mit Prof. Dr. Anselm Doering-Manteuffel (Tübingen), PD Dr. Bernhard Löffler (Passau) und Prof. Dr. Peter Schäfer (Berlin, Princeton, NJ) – Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2002/2003. Den Obliegenheiten der Stipendiaten gemäß hat Jan-Dirk Müller aus seinem Arbeitsbereich ein Kolloquium zum Thema „Text und Kontext. Fallstudien und theoretische Begründungen einer kulturwissenschaftlich angeleiteten Mediävistik“ vom 12. bis 14. Juni 2003 im Historischen Kolleg gehalten. Die Ergebnisse des Kolloquiums werden in diesem Band veröffentlicht.

Das Historische Kolleg wird seit dem Kollegjahr 2000/2001 – im Sinne einer „public private partnership“ – in seiner Grundausstattung vom Freistaat Bayern finanziert, seine Stipendien werden gegenwärtig aus Mitteln des DaimlerChrysler Fonds, der Fritz Thyssen Stiftung, des Stifterverbandes und eines ihm verbundenen Förderunternehmens dotiert. Träger des Historischen Kollegs, das vom Stiftungsfonds Deutsche Bank und vom Stifterverband errichtet und zunächst allein finanziert wurde, ist nunmehr die „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2007 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München
Internet: oldenbourg.de

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)
Satz: Oldenbourg: digital GmbH, Kirchheim b. München
Druck: Memminger MedienCentrum, Memmingen
Bindung: Buchbinderei Klotz, Jettingen-Scheppach

ISBN: 978-3-486-58106-5

Inhalt

<i>Jan-Dirk Müller</i> Einleitung	VII
Verzeichnis der Tagungsteilnehmer	XII
Transformationen literarischer Muster	
<i>Ute von Bloh</i> Unheilvolle Erzählungen: Zwillinge in Geschichten des 12. und 13. Jahrhunderts	3
<i>Bernhard Jussen</i> Zwischen <i>lignage</i> und Stand. Arbeit am Schema der ‚Treulosen Matrone‘ in den ‚Sieben weisen Meistern‘	21
Transformationen historischer Rituale	
Humiliatio – Exaltatio. Zur Genealogie eines Kultur- und Erzählmusters	
<i>Gerd Althoff</i> Humiliatio – Exaltatio. Theorie und Praxis eines herrscherlichen Handlungsmusters	39
<i>Christiane Witthöft</i> ... und swaz sich nidert, daz wirt wider gehœhet. Ein Bibelwort als narratives Schema in der Literatur des Mittelalters	53
Vermittlung zwischen literarischem Text und ‚Kultur als Text‘	
<i>Christian Kiening</i> Versuchte Frauen. Narrative Muster und kulturelle Konfigurationen ..	77
<i>Udo Friedrich</i> Diskurs und Narration. Zur Kontextualisierung des Erzählens in Konrads von Würzburg ‚Trojanerkrieg‘	99

Fallstudien

*Klaus Krüger*Bildlicher Diskurs und symbolische Kommunikation. Zu einigen
Fallbeispielen öffentlicher Bildpolitik im Trecento 123*Peter Strobschneider*Kippfiguren. Erzählmuster des Schwankromans und ökonomische
Kulturmuster in Strickers ‚Amis‘ 163*Hartmut Bleumer*

Schemaspiele – ‚Biterolf und Dietleib‘ zwischen Roman und Epos 191

*Beate Kellner*Spiel mit gelehrtem Wissen. Fischarts ‚Geschichtklitterung‘ und
Rabelais’ ‚Gargantua‘ 219*Stephen G. Nichols*Rethinking Texts Through Contexts: The Case of *Le Roman de
la Rose* 245

Personenregister 271

Einleitung

Die Untersuchung des Verhältnisses von Text und Kontext gehört zu den altherwürdigen Aufgaben der Literatur- und Kunstwissenschaften. Die Wahl eines solchen eher altmodischen Titels war beabsichtigt, um an einige Grundlagen derzeitiger geisteswissenschaftlicher Diskussionen zu erinnern, die im häufig emotional geführten Streit über Legitimität oder Illegitimität der Kulturwissenschaft manchmal vergessen werden. Zeichnen sich die Kulturwissenschaften gewissermaßen durch Institutionalisierung von Grenzüberschreitungen aus (was ihre Befürworter als Erweiterung fachwissenschaftlicher Perspektiven feiern, ihre Gegner als Einladung zum schrankenlosen Dilettantismus anprangern), so soll mit dem Titel ‚Text und Kontext‘ dafür eine bestimmte Untersuchungsrichtung festgelegt werden: vom Text zu der Umgebung, in der er entsteht und verstanden werden soll. Damit sollen die Vorteile des Ansatzes genutzt werden, ohne seinen Gefahren zu erliegen. ‚Text‘ – das ist der jeweilige disziplinäre Fokus, ob nun tatsächlich ein literarisches Werk, ein in vielen Werken konfiguriertes Motiv, ein Bild oder selbst ein Ritual. Dieser Text muß nach den Erkenntnisinteressen, theoretischen Grundlagen und Methoden der jeweiligen Fachwissenschaft bearbeitet werden. ‚Kontext‘ – das ist die Umgebung des ‚Textes‘ im weitesten Sinne, auf die er reagiert, deren Bedingungen er aufnimmt und auf die er einzuwirken sucht.

Was ‚Text‘ ist, bestimmt die wissenschaftliche Untersuchung, die ihn als solchen thematisiert. Die Systemtheorie hat gelehrt, daß jedes System zur Umwelt jedes anderen Systems werden kann. In diesem Sinne kann jeder ‚Text‘ zum ‚Kontext‘ eines anderen ‚Textes‘ werden, so wie jeder ‚Kontext‘ als Text aufgefaßt werden kann. Was Text, was Kontext ist, ergibt sich immer erst aus Fragestellung und Erkenntnisinteresse einer wissenschaftlichen Disziplin. Nur so läßt sich auch der Verdacht der Beliebigkeit von Kontextualisierungen ausräumen¹. Über ihre Angemessenheit kann nicht vorweg theoretisch entschieden werden, sondern nur forschungspraktisch: Entscheidend sind die Plausibilität des Ertrags und die methodische Stringenz, mit der er gewonnen wurde.

Unter der Suggestion der Metapher ‚Kultur als Text‘ haben sich Geschichts- und Textwissenschaften immer mehr einander angenähert, indem Historiker zunehmend die Textualität ihrer Quellen diskutiert und Literaturwissenschaftler ihr Interessenspektrum auf nicht-verbale Zeichenordnungen ausgedehnt haben. Da-

¹ Vgl. *Lutz Danneberg*, Interpretation: Kontextbildung und Kontextverwendung. Demonstriert an Brechts Keuner-Geschichte ‚Die Frage, ob es einen Gott gibt‘, in: SPIEL. Siegener Periodicum zur internationalen empirischen Literaturwissenschaft 9 (1990) 89–130.

bei wurde, wie Kritiker moniert haben, manchmal der Transdisziplinarität die disziplinäre Solidität geopfert. An den grundlegenden Unterschieden zwischen einer Disziplin, deren Quellen auf eine Praxis jenseits ihrer selbst referentialisieren wollen, und einer Disziplin, deren Texte das nicht tun, wird man festhalten müssen, gerade wenn man zwischen den kategorial auseinanderzuhaltenden „Texten“ inhaltliche und strukturelle Verwandtschaften beobachten kann. Sie sind in jüngeren Forschungen immer wieder nachgewiesen worden.

Damit wurde die eingespielte Arbeitsteilung zwischen Historikern einerseits, Literatur- und Kunsthistorikern andererseits problematisch, in der die einen für die ‚Wirklichkeit‘, die anderen für das ‚Imaginäre‘ zuständig waren. Noch die von der Annales-Schule initiierte Mentalitätsforschung hatte auf dieser Trennung bestanden und den literarischen Fiktionen entsprechend einen geringeren Aussagewert als anderen historischen Quellen zugestanden². Inzwischen ist es eine Banalität, an die Textualität historischer Zeugnisse oder die soziale Instituiertheit des Imaginären zu erinnern, ebenso wie kein Text- oder Kunstwissenschaftler mehr von der lebensweltlichen Bedeutung der literarischen oder künstlerischen Imaginationen absehen kann, die er untersucht³.

Damit ist die Unterscheidung zwischen ‚Text‘ und ‚Praxis‘ nicht aufgehoben. Auch eine Geschichtswissenschaft, die nicht mehr beansprucht zu sagen, „wie es wirklich war“, ist an einer vergangenen historischen Wirklichkeit interessiert, die nicht bloß Fiktion ist; und auch eine Literaturwissenschaft, die nach der kulturellen Praxis fragt, in die ihre Gegenstände eingebettet sind, gibt den Begriff der Fiktionalität als besondere Bedingung der von ihr thematisierten Texte nicht auf⁴. Nur hat man in den letzten Jahrzehnten die imaginären Anteile jener „Wirklichkeit“ erkannt, die Mentalitäten, die sie produziert und die sie steuern, die überschüssigen Rituale, in denen sie sich auslegt, und umgekehrt ihre Bedeutung für die literarische Produktion herausgearbeitet. Die Ergebnisse der Geschichtswissenschaft gewannen damit ein ganz unmittelbares Interesse für die Kunstwissenschaften und umgekehrt. Das gilt a fortiori für die Vormoderne, in der die unterschiedlichen Diskurse noch enger zusammenhängen und in geringerem Grade gegeneinander ausdifferenziert sind.

² Vgl. die Zusammenfassung des mentalitätsgeschichtlichen Forschungsinteresses von Evelyn Patlagean, die an der „Grenzlinie“ festhält, die das Imaginäre „vom Realen scheidet“, und nicht so sehr an den imaginären Anteilen des Realen interessiert ist (Die Geschichte des Imaginären, in: Die Rückeroberung des historischen Denkens. Grundlagen der Neuen Geschichtswissenschaft, hrsg. v. Jacques Le Goff, Roger Chartier, Jacques Revel [franz. 1978]. Aus dem Französischen von Wolfgang Kaiser, Frankfurt a. M. 1990/1994, 244); vgl. zu diesem Problem auch Jan-Dirk Müller, Aporien und Perspektiven einer Sozialgeschichte mittelalterlicher Literatur. Zu einigen neueren Forschungsansätzen, in: Akten des VII. Internationalen Germanisten-Kongresses Göttingen 1985, Bd. 11 (Tübingen 1986) 56–46, hier 63.

³ Cornelius Castoriadis, Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie [franz. Paris 1975]. Übersetzt von Horst Brühmann (Frankfurt a. M. 21997).

⁴ Zur Differenzierung des Fiktionsbegriffs Jan-Dirk Müller, Literarische und andere Spiele. Zum Fiktionalitätsproblem in vormoderner Literatur, in: Poetica 36 (2004) 281–311.

Ein Buch wie das Hans Beltings über Bild und Kult⁵ oder die insbesondere in der germanistischen Mediävistik von der Kuhn- und Ruh-Schule betriebenen Untersuchungen von Gebrauchszusammenhängen der Literatur⁶ haben gezeigt, wie der moderne Betrachter mittelalterliche Werke mißverstehen, wenn er sie primär als Kunstwerke betrachtet, da sie zuvorderst Funktionen im Rahmen von Kult, Fest, politischen Ritualen und dergleichen hatten. Damit sind Untersuchungsfelder genannt, die auch den Historiker interessieren. Die Voraussetzungen transdisziplinärer Zusammenarbeit sind günstig.

Dies hat sich bei dem Kolloquium bestätigt, das vom 12. bis 14. Juli 2003 im Historischen Kolleg, München Kaulbachstraße, stattfand. Ursprünglich sollte Otto Gerhard Oexle den Einführungsvortrag halten, der nach den gemeinsamen Grundlagen, aber auch Differenzen der alten und der neueren Kulturwissenschaft fragen wollte. Herr Oexle war kurzfristig gezwungen, seinen Beitrag abzusagen. Dadurch bleibt leider die wissenschaftsgeschichtliche Perspektive ausgeblendet: Schließlich kann das Unternehmen, wenn auch unter veränderten Prämissen, an Forschungsprogramme um die Wende zum 20. Jahrhundert anknüpfen. Auch verstärkte sich proportional der Anteil der Textwissenschaftler im Vergleich zu den Historikern über das ursprünglich beabsichtigte Maß hinaus. Von der Sache her lag es nahe, hier ein annäherndes Gleichgewicht zu suchen, nachdem es die historische Forschung gewidmete Historische Kolleg gewesen war, das mein aus Überlegungen innerhalb der germanistischen Mediävistik hervorgegangenes Forschungsprojekt ‚Kulturmuster – Erzählmuster‘ in sein Forschungsprogramm aufgenommen und mit einem einjährigen Stipendium unterstützt hatte. Das Kolloquium sollte die Arbeit an diesem Projekt durch kritische Diskussionen und Anregungen aus anderen Forschungszusammenhängen fördern. Dies scheint durchaus gelungen. Die Ergebnisse der Projektarbeit werden im Frühjahr 2007 unter dem Titel „Höfische Kompromisse. Acht Kapitel zur Epik um 1200“ erscheinen. Das Buch geht von einem Zusammenhang zwischen zeitgenössisch relevanten Problemkonstellationen und der Faszination literarischer Imaginationen durch bestimmte aus diesen Konstellationen entwickelte Erzählmuster aus. Eine erste Skizze wurde im Jahrbuch des Historischen Kollegs 2003 (München: Oldenbourg 2004) veröffentlicht.

Die Gegenstände des vorliegenden Bandes sind vielfältig. Als besonders ergiebig erwiesen sich ‚serielle‘ Untersuchungen (von Bloh, Jussen, Kiening), die einen bestimmten Erzähltypus in den Blick nahmen und dessen Varianten auf ihre jeweiligen kontextuellen Voraussetzungen befragten. Doch lassen sich Fragen wie die skizzierten ebensowohl an einzelne Texte richten (Witthöft, Friedrich, Stro-

⁵ *Hans Belting*, Bild und Kult. Eine Geschichte des Bildes vor dem Zeitalter der Kunst (München 1991).

⁶ Etwa *Hugo Kuhn*, Entwürfe zu einer Literatursystematik des Spätmittelalters, hrsg. v. *Kurt Ruh* (Tübingen 1980); Überlieferungsgeschichtliche Prosaforschung. Beiträge der Würzburger Forschergruppe zur Methode und Auswertung (Tübingen 1985); *ders.*, Zur Einführung: Poesie und Gebrauchsliteratur, in: Poesie und Gebrauchsliteratur im deutschen Mittelalter. Würzburger Colloquium 1978, hrsg. von *Volker Honemann* u. a. (Tübingen 1979) 1–13.

schneider, Bleumer, Kellner, Nichols), an historische Rituale (Althoff) oder Wandbilder (Krüger). Vielfältig sind auch die Kontexte: Varianten des gleichen Erzähltyps (von Bloh, Jussen, Kiening, Bleumer); die genealogische Ordnung (von Bloh, Jussen); christliche Normen (Althoff, Witthöft); politische und ökonomische Krisen und Strategien zu ihrer Bewältigung (Friedrich, Strohschneider); die Politik der italienischen Stadtrepubliken im 14. Jahrhundert (Krüger); der gelehrte Diskurs über Affekte (Kellner), die spekulative Grammatik (Nichols). Solche Vielfalt entgeht nur dann der Beliebigkeit, wenn eine stringente Fragestellung die einzelnen Beiträge zusammenhält. Das ist hier in hohem Maße gelungen; die Anregungen der Konzeptskizze in der Einladung wurden von allen Teilnehmern aufgenommen und fruchtbar umgesetzt.

Bei der Zusammensetzung des Kolloquiums waren bewußt Beiträger ausgewählt worden, die die Grenzüberschreitung in ihren bisherigen Arbeiten mit Erfolg praktiziert hatten, z.T. aber andere Zugänge als die vom Projekt vorgeschlagenen suchten. Es ergab sich damit ein reizvolles – in der Musikszene würde man sagen – Cross-over. Die Germanistin Ute von Bloh untersucht ein ethnologisches Problem in seiner Verarbeitung durch hochmittelalterliche Erzähler. Der Historiker Bernhard Jussen befragt unterschiedliche mittelalterliche Fassungen eines literarischen Textes – Petrons Anekdote um die Witwe von Ephesus –, nicht um, wie üblich, das Geflecht literarischer Abhängigkeiten zu entwirren, sondern um sie auf konträre Entwürfe von Witwenschaft und Totenmemoria zu beziehen, auf „eine neuralgische Stelle der sozialen Konstruktionen“ (S. 25), und damit die lateinische und die volkssprachig-altfranzösische Tradition der Erzählung unterschiedlichen Interessengruppen innerhalb der mittelalterlichen Gesellschaft zuzuweisen. Oder, die beiden Münsterer Wissenschaftler Gerd Althoff und Christine Witthöft untersuchen den gleichen Gegenstand – den Entwurf von ‚Demut‘ – aus historischer und literaturgeschichtlicher Perspektive. Zeigt sich bei den historiographischen Texten, wie stark sie literarisch überhöht sind, um in den geschilderten Vorgängen exemplarisch ‚Demut‘ zu demonstrieren, so ist die erfundene Handlungskonstellation in Herrands „Nackter Kaiser“ mit ihren unwahrscheinlichen Verknüpfungen und ‚wunderbaren‘ Wendungen nur aus dem in der politischen Praxis faktisch wirksamen Konzept von ‚Demut‘ verstehbar. Gemeinsamer Bezugspunkt und Quelle narrativer Erfindung ist dasselbe Bibelwort (Lc 14,11). Udo Friedrich ist in Konrads von Würzburg „Trojanerkrieg“ an der Diskussion zweier ‚zeitgenössische[r] Konfliktlösungsstrategien‘ interessiert (S. 109) – und ihrer literarischen Dekonstruktion. Klaus Krüger analysiert Bildwerke des Trecento als Mittel politischer und rechtlicher Auseinandersetzung zwischen norditalienischen Städten; er zeigt, wie mit Bildern agitiert und denunziert wird, wie Bilder Rechtsansprüche fingieren, wie sich Konflikte in ihnen abbilden und wie sie auf die Lösung von Konflikten zu wirken beanspruchen. Kunstgeschichtsschreibung wird zur Geschichte ‚öffentlicher Bildpolitik‘ (S. 123). Peter Strohschneider geht ‚ökonomische[n] Kulturmuster[n]‘ (S. 163) im „Pfaffen Amis“ des Stricker nach, und Beate Kellner macht Überlegungen der Historischen Anthropologie zu den Affekten für die Fischart-Lektüre fruchtbar.

Wenn die Fallstudien in ihrem disziplinären Zusammenhang jede für sich Interesse beanspruchen können, lag der Akzent hier doch auf den gemeinsamen methodischen und theoretischen Problemen. Immer wieder wurden Grundprobleme einer kulturwissenschaftlich gewendeten Literaturwissenschaft angesprochen (Kiening, Friedrich, Kellner). Von Bloh diskutiert das Problem der Kontextualisierung, Bleumer den Schemabegriff. Stephen Nichols erläutert sein Konzept der ‚material philology‘ am Beispiel des „Roman de la rose“.

Was das Grundproblem des Verhältnisses von Literaturgeschichte und allgemeiner Geschichte betrifft, fragt Althoff, wie bestimmte kulturelle Konstellationen („Kulturmuster“) narrativ (in „Erzählmustern“) behandelt werden. Man wird hier vermutlich keine absoluten, sondern nur graduelle Differenzen zwischen historiographischen und fiktionalen Texten voraussetzen dürfen. Es liegen bestimmte Muster bereit, die ihre Begrenzung, wenn es sich um einen historiographischen Text handelt, am Material haben, das sie strukturieren sollen (am Ablauf der Geschehnisse und seinem Ausgang, an Art und Zahl der beteiligten Personen, an den gegeneinander zur Geltung gebrachten Positionen etc.)⁷, während eine literarische Erfindung nicht auf einen vergleichbaren Widerstand stößt, sondern nur darauf zu achten hat, daß sie nicht mit unproblematisierten Annahmen über den Lauf und die Ordnung der Welt kollidiert. Der Spielraum ist also unterschiedlich weit.

Abschließendes konnte man nicht erwarten. Doch vereint der Band unterschiedliche Möglichkeiten, das Text-Kontext-Problem vor dem Hintergrund neuer Theorie-Optionen zu lösen.

Mein Dank gilt dem Historischen Kolleg und den Verantwortlichen und Mitarbeitern dort, die das Kolloquium ermöglichten und seine angenehme Atmosphäre herstellten. Stellvertretend für alle nenne ich Frau Dr. Müller-Luckner, die auch den vorliegenden Band betreute.

München, September 2006

Jan-Dirk Müller

⁷ Wenn eins der von Althoff beschriebenen Rituale in Konflikt und Desaster endet, sind bestimmte narrative Harmoniemodelle ungeeignet, es zu beschreiben; ebenso müssen die Träger der Handlung mit dem gewählten Erzählmuster kompatibel sein usw.

Verzeichnis der Tagungsteilnehmer

Prof. Dr. Gerd Althoff, Münster

PD Dr. Hartmut Bleumer, Göttingen

Prof. Dr. Ute von Bloh, Duisburg

Prof. Dr. Udo Friedrich, München

Prof. Dr. Bernhard Jussen, Bielefeld

Prof. Dr. Beate Kellner, Göttingen

Prof. Dr. Christian Kiening, Zürich

Prof. Dr. Klaus Krüger, Basel

Prof. Dr. Jan-Dirk Müller, München (Stipendiat des Historischen Kollegs
2002/2003)

Prof. Stephen Nichols, Baltimore, USA

Prof. Dr. Peter Strohschneider, München

Dr. Christiane Witthöft, Münster

Transformationen literarischer Muster

Ute von Bloh

Unheilvolle Erzählungen: Zwillinge in Geschichten des 12. und 13. Jahrhunderts

„In ganz Europa umkreisen die volkstümlichen Vorstellungen hinsichtlich der Zwillinge das Thema ihrer vollständigen Identität und schmücken es aus: körperlich voneinander ununterscheidbar, es sei denn durch ... Kleidungsunterschiede; mit denselben Vorlieben, Gedanken, ja sogar demselben Charakter ausgestattet; in dieselbe Frau verliebt oder einander so ähnlich, daß die Frau des einen ihn mit seinem Bruder verwechselt; zur gleichen Zeit krank und unfähig, einander zu überleben usw.“¹.

Das hält Claude Lévi-Strauss in seiner ‚Luchsgeschichte‘ ergebnishaft für die europäische Tradition fest, und dies im Unterschied zu den von ihm untersuchten Zwillingenmythen der amerikanischen Indianer, bei denen die Zwillinge stets einzeln sind, wobei ihnen ganz entgegengesetzte Gaben und Charaktere zugewiesen werden. Dieses Resultat führt zu der Schlußfolgerung: „Das Denken der amerikanischen Indianer verleiht der Symmetrie also einen negativen, sogar verhängnisvollen Wert“, während für die Indoeuropäer „sich das Ideal einer Zwillingenpaarigkeit trotz ursprünglich konträrer Konditionen“ verwirklichte (252). Auf den ersten Blick ist das richtig, phantasieren die Zwillingengeschichten der griechischen und römischen Antike doch bevorzugt die wesensmäßige und physische Gleichheit aus, die – sofern sie nicht von Beginn an besteht – am Ende doch hergestellt wird. Trotzdem greift diese These m.E. zu kurz. Denn was genau heißt ‚vollständige Identität‘ in den Mythen² der Alten Welt, und wie ist es etwa um das vermeintliche „Ideal der Zwillingenpaarigkeit“ bestellt, wenn Gleichheit zwar gegeben ist, aber einer der Zwillinge sterben muß wie im Fall von Romulus und Remus? Zudem kommt hier das Prinzip des Ungleichgewichts keineswegs von außen, wie Lévi-Strauss für die europäische Tradition konstatiert, sondern es ist – wie bei den amerikanischen Indianern – „in den Binnenraum des Paares verlegt“ (ebd.). Auslöser für den Tod des Remus ist schließlich seine Herrschsucht. Und damit erhält

¹ *Claude Lévi-Strauss*: Die Luchsgeschichte. Zwillingenmythologie in der Neuen Welt. Aus dem Französischen von *Hans-Horst Henschen* (München, Wien 1993) 250f. Im folgenden zitiert: *Lévi-Strauss*, Luchsgeschichte.

² Zum Mythosbegriff etwa *Renate Schlesier*, Mythos, in: *Vom Menschen*. Handbuch Historische Anthropologie, hrsg. von *Christoph Wulf* (Weinheim, Basel 1997) 1079–1086.

diese Zwillingserzählung einen ebenfalls verhängnisvollen Aspekt, der das Ideal geradezu ad absurdum führt.

Der prekäre Status von Zwillingen scheint mithin etwas zu sein, was allen Gesellschaften gemeinsam ist, denn Doppelwesen, ganz gleich ob Zwillinge, ‚Doppelgänger‘ oder Stellvertreter, gelten in den Überlieferungen nahezu ausnahmslos als etwas Besonderes, wenn nicht gar Fragwürdiges³. Und insofern zeigt sich an den mythologischen Zwillingspaaren der Neuen und Alten Welt zunächst, daß Grundkonstellationen zusammen mit dem Motivrepertoire noch immer lebendig sind: Umspielt wird bis in die heutige Zeit das Thema der Gleichheit und Verschiedenheit, wobei die Erzählungen zumal die beunruhigende Vorstellung zu deuten suchen, daß zwei sozusagen eins sind. Darin begründen sich die oftmals ungewöhnlichen Umstände schon bei der Zeugung oder Geburt, was dann in den außerordentlichen Existenzen der Doppelwesen seine Fortsetzung findet.

Was sich in den verschiedenen Kulturen allerdings unterscheidet, ist das je historische Vorverständnis, das die Erzählungen konstituiert; und diese entstehen unter je besonderen soziokulturellen Voraussetzungen und Interessen, in deren Gefolge sich Fragen stellen und Antworten mit Hilfe – wiederum je historischer – narrativer Verfahrensweisen gefunden werden. Das gilt es für das Mittelalter zu berücksichtigen, von dem nun die Rede sein soll. Um annähernd klären zu können, welchen ideologischen Zielen die Transformation der Mythen dienen könnte, sind vorerst⁴ die Erzählungen aus dem 12. und 13. Jahrhundert zu überdenken: der ‚Gregorius‘ von Hartmann von Aue⁵, der ‚Wilhelm von Wenden‘ des Ulrich von Etzenbach⁶ und die ‚Crescentia-Geschichte‘ in der ‚Kaiserchronik‘⁷. Außer der Legende von den wundertätigen Ärzten ‚Kosmas und Damian‘, die ebenfalls als Zwillinge gelten, ist aus dieser Zeit keine weitere Erzählung von Zwillingen bekannt. Diese Geschichte fand im Mittelalter zumal durch die ‚Legenda aurea‘ Verbreitung⁸, wo Kosmas und Damian allerdings als Brüder, nicht also als Zwillinge-

³ Vgl. etwa auch die Ausführungen Victor Turners zu den Zwillingenritualen der Ndembu. Victor Turner, *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Aus dem Englischen und mit einem Nachwort von Sylvia M. Schomburg-Scherff (Frankfurt, New York 2000) 48–93.

⁴ Die Auseinandersetzung mit den Zwillingen ist Teil eines größeren Forschungsprojekts zu Doppelungsphantasien und Ähnlichkeitsbeziehungen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit, in das auch Stellvertreter und ‚Doppelgänger‘ einzubeziehen sind.

⁵ Im folgenden zitiert nach der Ausgabe: ‚Gregorius‘ von Hartmann von Aue, hrsg. von Hermann Paul (ATB 2, Tübingen 131984).

⁶ Im folgenden zitiert nach der Ausgabe: Ulrich von Etzenbach, Wilhelm von Wenden, kritisch hrsg. von Hans-Friedrich Rosenfeld (Deutsche Texte des Mittelalters II, Berlin 1957).

⁷ Im folgenden zitiert nach der Ausgabe: Deutsche Chroniken und andere Geschichtsbücher des Mittelalters, hrsg. von der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, Erster Band, 1. Abteilung: Deutsche Kaiserchronik, hrsg. von Edward Schröder (unveränderter Nachdruck der Ausgabe 1892, Dublin, Zürich 1969) 289–314. – Eine Variante dieser Geschichte enthalten die ‚Gesta romanorum‘, wo die Brüder aber nicht als Zwillinge ausgewiesen sind. Vgl. Gesta romanorum, hrsg. von Hermann Oesterley (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1872, Hildesheim 1963) 648–654 (Nr. 249).

⁸ So auch in der elsässischen ‚Legenda aurea‘. Vgl. Die ‚Elsässische Legenda aurea‘, Bd. 1:

brüder agieren. Schließlich sind auch im ‚Liet von Troye‘ von Herbort von Fritslâr Zwillinge erwähnt, aber weder wirken Kampf und Tod der Zwillinge Epistropus und Cedius hier handlungsgenerierend, noch ist etwas von ihrer Zwillingsexistenz erzählwürdig⁹. Im Spätmittelalter werden all diese Texte dann zwar weiterhin tradiert, aber virulent scheint das Thema im deutschsprachigen Raum erst wieder im 15. und 16. Jahrhundert zu werden. Dann wird der ‚Lion de Bourges‘ übertragen, ‚Valentin und Orsus‘ sowie ‚Kaiser Oktavianus‘ werden gedruckt, und Hans Sachs arbeitet die ‚Octavianus‘-Geschichte zu einer Komödie um. Vorlage für diese Texte bilden französische Stoffe¹⁰.

Ausgangspunkt für die Geschichten aus dem 12. und 13. Jahrhundert ist das Thema von Herrschaft und Herrschaftssicherung. Damit verbindet sich jeweils – zumeist aber nur implizit – die Frage der genealogischen Kontinuität, die sich bei einer Zwillingengeburt zwangsläufig verschärft. Auf ein vergleichbares Strukturmodell lassen sich die allesamt legendenverwandten¹¹ Erzählungen des 12. und 13. Jahrhunderts allerdings nicht verpflichten¹², da sich die Themen von Schuld und Sühne auf je besondere Weise mit den Schicksalen der Zwillinge verschränken. Die Erzählungen bedienen sich zudem ganz heterogener Denk- und Vorstellungsmodelle, mit Hilfe derer die Zwillinge entworfen und mit Hilfe derer Sinn gestiftet wird. So knüpft die ‚Crescentia-Geschichte‘ an die Vorstellung von den feindlichen Brüdern an, die in den griechisch-römischen Mythen wie auch in der Bibel vorgebildet ist. Den Geschichten über Romulus und Remus oder Jakob und

Das Normalcorpus, hrsg. von *Ulla Williams* und *Werner Williams Krapp* (Texte und Textgeschichte 3, Tübingen 1980) 636–641.

⁹ Herbort's von Fritslâr liet von Troye, hrsg. von *Ge. Karl Fromman* (Bibliothek der gesamten deutschen National-Literatur 5, Quedlinburg, Leipzig 1837) V. 7485 ff.

¹⁰ Zum niederdeutschen ‚Valentin und Namelos‘, der vermutlich „die Kurzfassung eines ursprünglich niederländischen Versromans bietet“ (146), vgl. *Ulrike Zellmann*, Doppelte Gewalt. Die niederdeutsche Lesart des Zwillingssromans ‚Valentin und Namelos‘, in: *Schnittpunkte. Deutsch-Niederländische Literaturbeziehungen im späten Mittelalter*, hrsg. von *Angelika Lehmann-Benz* u. a. (Münster u. a. 2003) 145–166.

¹¹ Zum ‚Gregorius‘ vgl. *Peter Strohschneider*, Inzest-Heiligkeit. Krise und Aufhebung der Unterschiede in Hartmanns ‚Gregorius‘, in: *Geistliches in weltlicher und Weltliches in geistlicher Literatur des Mittelalters*, hrsg. von *Christoph Huber* u. a. (Tübingen 2000) 105–133, im folgenden zitiert: *Strohschneider*, Inzest-Heiligkeit. Zum ‚Wilhelm von Wenden‘ vgl. *Hans-Joachim Behr*, Literatur als Machtlegitimation. Studien zur Funktion der deutschsprachigen Dichtung am böhmischen Königshof im 13. Jahrhundert (Forschungen zur Geschichte der älteren deutschen Literatur 9, München 1989) hier 175–177. Im folgenden zitiert: *Behr*, Machtlegitimation; vgl. auch *Käthe Leonhardt*, Quellengeschichtliche Untersuchungen zum Wilhelm von Wenden des Ulrich von Eschenbach, Diss. (Tübingen 1931), die eine Nähe zur verbreiteten Eustachiuslegende konstatiert (60–68); vgl. außerdem *Achim Masser*, Zum ‚Wilhelm von Wenden‘ Ulrichs von Etzenbach, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 93 (Sonderheft: Spätmittelalterliche Epik, 1974) 141–155, der die Quellenfrage für ungeklärt hält und eher eine Nähe zur Legende der Hl. Hemma von Gurk sieht (151f.). Im folgenden zitiert: *Masser*, Wilhelm‘.

¹² Wohl aber die frühneuezeitlichen Geschichten über Zwillinge. Sie folgen u. a. dem Erzählmuster von Trennung und Wiederentdeckung, das sich auch im ‚Wilhelm von Wenden‘ findet, nicht aber im ‚Gregorius‘ oder in der ‚Crescentia‘-Geschichte. Zur „erzählerische[n] Grundstruktur“ des ‚Wilhelm von Wenden‘ vgl. *Behr*, Machtlegitimation 177.

Esau vergleichbar, ist hier eine eher binäre Konstellation ausgestaltet, da der eine Zwilling dem anderen hinsichtlich der Vorbildlichkeit des Handelns und der äußeren Erscheinung als überlegen gilt. Unter den Geschichten über Zwillinge bildet diese Konstellation allerdings eine Ausnahme. Sie wird auch in der Frühen Neuzeit nicht aufgegriffen. Miteinander rivalisierende Zwillinge finden sich vermehrt erst in der Literatur seit dem 18. Jahrhundert¹³.

Im ‚Gregorius‘ und im ‚Wilhelm von Wenden‘ wird demgemäß die Vorstellung von den freundschaftlich und durch Liebe verbundenen Zwillingen nach Art der Dioskuren Castor und Pollux fortgeschrieben. In der Bibel haben solche, auf unübertrefflicher Nähe und ungebrochener Treue basierenden Paarbeziehungen keine Entsprechung. Dort schlagen sich Jakob und Esau schon im Mutterleib¹⁴. Der dubiose Erzählkontext aber, in den die mittelalterlichen Geschichten über Zwillinge zumeist eingebunden sind, findet sich auch in der Bibel. Er steht ebenfalls in einer langen und wirkungsmächtigen mythologischen Tradition, in der blutschänderische Akte und Vergewaltigungen bevorzugt zu Doppelgeburten führen. So, wenn der Schwiegervater der Tamar¹⁵ mit ihr die Zwillinge Perez und Serach zeugt, weil er sie fälschlich für eine Prostituierte hält, oder wenn Rea Silvia, die Mutter von Romulus und Remus, vergewaltigt wird. Moralisch verdächtige Zeugungsakte verbinden sich dann im Mittelalter mit naturkundlichem Wissen und finden ihre Verlängerung in den Komplikationen, die das sexuelle Begehren in den Geschichten des 12. und 13. Jahrhunderts nach sich zieht, ebenso im Vorwurf des Ehebruchs gegen Königinnen in mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texten. Monstrositäten und/oder außergewöhnliche Fähigkeiten wie exorbitante Stärke oder Fertigkeiten im Bereich der Magie ordnen sich den Zwillingen wie in vielen Kulturen zu.

Damit stellt sich die Frage, wie in den Geschichten des 12. und 13. Jahrhunderts das Repertoire der Zwillingenmythen gedeutet und wie es für das Thema von Herrschaft und Herrschaftssicherung instrumentalisiert ist. Dabei ist einerseits zu berücksichtigen, daß das Gleichheitskriterium in Abhängigkeit von einer spezifischen Identitätskonstruktion perspektiviert ist, und es ist zu überlegen, welche Rolle Gegensätzlichkeit und Differenz hier spielen. Zu klären ist außerdem, welchen Aussagen, kulturellen Ordnungsmustern oder welcher Ideologie die konträren Erzählungen von Freundschaft und Konkurrenz unter Zwillingen eigentlich zuarbeiten und was dabei das Motiv des sexuellen Begehrens indiziert.

Im Anschluß an die Auseinandersetzung mit Identität, Gleichheit und Differenz (I) ist deshalb das gesellschaftsfeindliche Potential zu vergegenwärtigen, das Zwillingen im Kontext der feudalen Ordnung zugeschrieben wird (II, III). Mit der Frage danach, welches Vorverständnis den Erzählungen implizit ist und wie sich die außerliterarischen Wissensbestände mit den innerliterarischen verbinden,

¹³ Karl und Friedrich Kröhnke, *Zwillinge* (Insel Taschenbuch 2297, Frankfurt a. M., Leipzig 1999) 291.

¹⁴ Gn 25,22.

¹⁵ Gn 38,15–30.

wird in einem letzten Schritt das Text/Kontext-Problem aufgegriffen (IV), wobei das Augenmerk sich vornehmlich auf den naturgeschichtlich-medizinischen Diskurs richten wird.

I. Identität, Gleichheit und Differenz

Daß sich die Identität des Einzelnen in vormodernen Gesellschaften aus der Zuordnung zum Anderen ergibt, ist ein Gemeinplatz. Der Begriff der ‚Inklusionsidentität‘ im Unterschied zur ‚Exklusionsidentität‘ der Moderne, den Bohn und Hahn¹⁶ vorgeschlagen haben, verweist auf die Differenz: „Das vormoderne Individuum war keineswegs an einer individuellen Besonderheit, sondern an einem Allgemeinen orientiert. Es galt, die gesellschaftlich vorgeschriebenen Muster möglichst vollkommen zu verkörpern – jede Besonderheit galt als eine eher negativ konnotierte Abweichung.“¹⁷

Um personale Identität im modernen Sinn, d. h. um den Kampf um die individuelle Identität eines Zwillings oder um Ich-Spaltungen (Ich und Ich-Ideal), die in den zeitgenössischen Geschichten über Zwillinge ausgesponnen werden, kann es in mittelalterlichen Texten mithin nicht gehen. In der ‚Crescentia‘-Geschichte aus der ‚Kaiserchronik‘ wird entsprechend die Übereinstimmung mit dem Allgemeinen sukzessive gesichert. Dort gilt es, die Besonderheit, daß zwei gewissermaßen eins sind, mit den allgemeinen Vorstellungen zu harmonisieren, denn symmetrische Personen gelten, wenn auch in unterschiedlicher Weise, a priori als unvereinbar mit der vorgestellten Ordnung. Gleichheit ist deswegen immer an Differenz und/oder Abwertung gekoppelt. So auch in der ‚Crescentia‘-Geschichte, in der es sich um Zwillingenbrüder handelt, deren Gleichheit besonders durch ihre identischen Namen zum Ausdruck gebracht ist: *nâch baidinisker phabt; (!) / man nante si gelîche / baide Dieterîche* (V. 11367–69). Außerdem werben beide gleichzeitig um die afrikanische Königstochter Crescentia, was Irritationen beim König auslöst (V. 11387: *des nam den chunich wunder*). Schließlich schlägt der Senat vor, die beiden in einem *rinch* (V. 11394) zu plazieren, damit die Königstochter wählen kann. Erst dann wird eine für die Unter- und auch Entscheidung notwendige Differenz markiert: Der eine Dietrich, *ain helt bevollen hêrlich* (V. 13999), wird der schöne Dietrich genannt; der andere, dunkler und von blasserer Hautfarbe, der *ungetâne* (V. 11407), also der häßliche Dietrich. Crescentia wird sich für den häßlichen Dietrich entscheiden, weil er ihr *an dem muote* besser gefällt (V. 11411). Die Ungleichheit der Zwillingenbrüder wird dann im Handlungsverlauf weitergetrieben. Doch dazu später.

¹⁶ *Cornelia Bohn* und *Alois Hahn*, Selbstbeschreibung und Selbstthematisierung: Facetten der Identität in der modernen Gesellschaft, in: *Identität und Moderne*, hrsg. von *Herbert Willems* und *Alois Hahn* (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1439, Frankfurt a. M. 1999) 33–61, hier 38 ff.

¹⁷ Ebd. 40.

Im ‚Wilhelm von Wenden‘ erfolgt die Identitätsmarkierung der Zwillinge aus einem anderen Grund, denn hier geht es vornehmlich um Identitätsfindung und -behauptung. Die Geschichte ist nach dem später in frühneuzeitlichen Erzählungen üblichen Strukturschema der früh getrennten Zwillinge konzipiert, die sich im Erwachsenenalter wiederfinden – eine bis heute immer wieder aufgewärmte Story. Geboren werden die Zwillinge Boizlabe und Dânus außerhalb des Herrschaftsbereichs ihres Vaters, denn der ist heimlich mit seiner schwangeren Ehefrau ins Heilige Land aufgebrochen. Ihre Geburt erfolgt analog zu ihrer Position in einer Art Übergangszone: Die Zwillinge kommen auf einer Wiese zwischen einem Wald und einer Burg zur Welt. Beide sind *unmâzen schoen* (V. 2201) und weisen bereits bei der Geburt die Größe von Kindern auf, die ein halbes Jahr alt sind (V. 2319). Entsprechend verhalten sie sich bereits als Neugeborene: *sus was ouch ir gebâre* (V. 2320). In der Not verkauft der Vater die Zwillinge – ohne Wissen der Ehefrau – an Kaufleute, was zur Folge hat, daß sie getrennt aufgezogen werden. Mit 18 Jahren muß der eine Zwilling wegen eines Streits die Adoptivfamilie verlassen. Vor London trifft er – ohne ihn zu erkennen – auf seinen Bruder. Wie sich im Gespräch herausstellt, verbindet sie zunächst einmal das gemeinsame Schicksal (V. 5258: *unser beider leben glîche stêt*), an Kaufleute verkauft worden zu sein, wo sie niedere Dienste zu leisten hatten; außerdem wissen beide nicht um ihre Herkunft, und beide sind auf der Suche nach einem neuen Dienstherrn. So schließen sie ein Freundschaftsbündnis, das die fehlende, für die mittelalterliche Feudalgesellschaft jedoch unerläßliche persönlich-personale Bindung kompensiert. Hinzu kommt die wesensmäßige und äußere Gleichheit: *zucht* (V. 5336) und *gebaerde* (V. 5348) lassen ihren neuen Dienstherrn auf *høhe... arte* (V. 5344) schließen, und wohl deswegen, weil er *nie kint sô glîche einander* (V. 5346) gesehen hat, hält er sie – wie später auch der leibliche Vater (V. 6485–6491) – für Brüder (V. 5371). Wie in den Geschichten, in denen von Freundespaaren erzählt wird, die wir seit Jean Paul¹⁸ gewohnt sind als Doppelgänger zu bezeichnen, potenziert Ähnlichkeit, die sich noch dazu mit Freundschaft verbindet, hier die unvergleichliche Nähe und Verbundenheit des Paares¹⁹. Und hier wie dort ist die sich mit einer Verdoppelung verbindende Gleichheit als gesellschaftsfeindlich ausgespielt. Während die Zwillinge nämlich etwas über ihre Herkunft zu erfahren suchen, versäumen sie einen von ihrem Dienstherrn festgelegten Termin, können nicht zurück und leben fortan als Raubritter. Ihr Dasein als – bereits qua Geburt und fehlender Unterscheidbarkeit stigmatisierte – outcasts fristen sie im Wald, dem Raum also, der in mittelalterlichen Dichtungen bevorzugt als hof-, gesetzes- und/oder zivilisationsfern semantisiert ist. In Ergänzung zu den ‚Doppelgänger‘-Geschichten ist das

¹⁸ Nach *Elisabeth Frenzel*, *Motive der Weltliteratur* (Stuttgart 21980) hier 102, geht der Begriff auf Jean Paul zurück. Im ‚Siebenkäs‘ sind Doppelgänger „Leute, die sich selbst sehen“ (vgl. ebd.).

¹⁹ Das Mittelalter hat für diese Spielart einer Doppelung keinen Begriff. Vgl. *Ute von Bloh*, *Doppelgänger in der Literatur des Mittelalters? Doppelungsphantasien im ‚Engelhart‘ Konrads von Würzburg und im ‚Olivier und Artus‘*, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 124 (2005) 341–359. Im folgenden zitiert: *von Bloh*, *Doppelgänger*.

Ähnlichkeitsmoment im ‚Wilhelm von Wenden‘ allerdings weitergehend instrumentalisiert, denn Ähnlichkeit fungiert hier zusätzlich als eines der Indizien für gemeinsames genealogisches Herkommen, weswegen der Vater schließlich seine Kinder erkennen wird (V. 6613–6624)²⁰.

Im Zusammenhang mit dem Thema effizienter Herrschaftssicherung, das von Beginn an und immer wieder aufs Neue durchgespielt wird, handelt es sich um ein wesentliches Kriterium. Identitätsprobleme ergeben sich für die Zwillinge nämlich insofern, als sie nicht um ihre Herkunft wissen. Wie in zahllosen anderen mittelalterlichen Texten auch, wird hier das Identitätsproblem als Problem der noch unentdeckten oder bestrittenen Genealogie entfaltet²¹. Herkunft bzw. Genealogie gilt im Mittelalter als eine der Kategorien, die zur Identifikation einer Person beitragen. Erst die Summe verschiedener Merkmale ermöglicht eine eindeutige Charakterisierung²², weswegen Landfremde, nachdem das äußere Erscheinungsbild überprüft worden ist, in mittelalterlichen Texten stets zu ihrer Herkunft und ihren Verwandten und Verbündeten befragt werden. Identität, auch Inklusionsidentität, definiert sich demnach über Differenz²³, und Status und Identität verdanken sich in der vormodernen Gesellschaft zumal dem Stand, dem man angehört²⁴. Die Ununterscheidbarkeit zweier Personen ist im Mittelalter insofern eine zweifelhafte Angelegenheit, doch obwohl sich die Zwillinge nicht mühelos in diesen Vorstellungen- und Erwartungshorizont einfügen lassen, werden sie am Ende ihre Identität finden und behaupten.

Gleichheit scheint dem Denken im europäischen Mittelalter jedenfalls ebenso suspekt zu sein wie in anderen Kulturen. Um die unpassenden Doppelwesen dennoch mit dem Allgemeinen zu harmonisieren, sind daher Differenzkriterien eingebaut: In der ‚Crescentia‘-Geschichte unterscheiden sich die Zwillinge u. a. durch ihr Äußeres, im ‚Gregorius‘ sind die Zwillinge unterschiedlichen Geschlechts, und im ‚Wilhelm von Wenden‘ tragen sie unterschiedliche Namen. Hinzu kommt ihre übermäßige Größe und ihr ungewöhnliches Entwicklungsstadium bei der Geburt, womit zugleich äußerste Differenz, nämlich eine verdächtige Abweichung gegen-

²⁰ Nachdem er ihre Geschichte gehört hat, denkt er erstaunt bei sich: *wie glîche wesent die gesiht / doch sie einander kenent niht* (V. 6623 f.).

²¹ So auch Jan-Dirk Müller, Kleists Mittelalter-Phantasma. Zur Erzählung ‚Der Zweikampf‘ (1811), in: Kleist-Jahrbuch 1998 (Stuttgart, Weimar 1998) 3–20, hier 9.

²² Nach „einer von Albertus Magnus schon Boethius zugeschriebenen Bestimmung“ läßt sich „das zu benennende Individuum dann eindeutig charakterisieren“, wenn „Form, Figur, Verwandtschaft [parentela, öfters dann auch stirps, sanguis oder generatio im Sinne familiärer Herkunft], Eigennamen, Heimatort [patria], Zeit und Ort“ angegeben sind. Ein verbreiteter Vers faßte das so zusammen: ‚Forma, figura, locus, tempus, cum nomine sanguis / Patria: sunt septem, quae non habet unus et alter‘. Zitiert nach L. Oeing-Hanhoff, Individuum, Individualität, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie 4 (1976) Sp. 300–323, hier Sp. 305.

²³ So auch in den Geschichten, die von ununterscheidbaren Freunden erzählen (‚Engelhart‘, ‚Olivier und Artus‘). Vgl. von Bloh, Doppelgänger.

²⁴ Mit anderen Worten: „Der Einzelne kann seine ‚Identität‘ ... seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr aus der Angabe seines Geburtsstandes gewinnen, er muß sie erwerben.“ Vgl. Niklas Luhmann, Die gesellschaftliche Differenzierung und das Individuum, in: *ders.*, Soziologische Aufklärung 6. Die Soziologie und der Mensch (Opladen 1995) 125–141, hier 131.

über dem Allgemeinen markiert ist, die dann im Raubrittertum der Zwillinge ihre Bestätigung findet – aber trotzdem mit dem Rechtssystem harmonisiert werden wird. Wenn die unverzichtbare Differenz in den Geschichten über Zwillinge jedoch nicht ihrer antisozialen Qualität beraubt und so in Übereinstimmung mit der als verbindlich gedachten Ordnung gebracht werden kann, führt dies stets in eine Katastrophe²⁵. Die Gefahren nun, die sich mit den fehlenden Unterschieden – und auch für den Fortbestand eines Geschlechts – verbinden, sind in mittelalterlichen Texten bevorzugt am Beispiel des sexuellen Begehrens ausphantasiert.

II. Das sexuelle Begehren

Auch im ‚Gregorius‘ mangelt es an Differenz; außerdem fehlt es an Distanz. Die Zwillinge, die hier verschiedenen Geschlechts sind, *wären gelîche... gerâten an dem lîbe* (V. 203, 205); und sie *wâren aller sache / gesellic und gemeine, / si wâren selten eine; si wâren ungescheiden / ze tische und ouch anderswâ. / ir bette stuonden alsô nâ / daz si sich mohten undersehen* (V. 286–288, 292–295). Die Gleichheit, die auch hier die übermäßig große Nähe noch überhöht, bereitet den Boden für eine inzestuöse Verbindung, deren Ergebnis ein Sohn, Gregorius, ist. Der wiederum wird später mit seiner Mutter – ohne es zu wissen – in einer ebenfalls inzestuösen Verbindung leben. Die Bedrohung, die von den Doppelwesen ausgeht, wird so durch die Motivdoppelung verlängert, was einer „unreine[n] Ansteckung“ nicht unähnlich ist, wie René Girard es in Auseinandersetzung mit den Zwillingenmythen genannt hat, denen zufolge Zwillinge bevorzugt ihrerseits Zwillinge gebären²⁶. Außerdem scheinen Zwillinge, „wenn verschiedenen Geschlechts, dem Inzest geweiht, den bereits ihre Promiskuität im Mutterleib erahnen läßt“, so noch einmal Lévi-Strauss²⁷. Hinzu kommt, was Peter Strohschneider in seinen Überlegungen zu Inzest und Heiligkeit im ‚Gregorius‘ festgehalten hat: Der Vater hat „... es versäumt, seine Tochter exogam zu verheiraten und so zumindest die Bedingung der Möglichkeit für den Geschwisterinzest geschaffen“²⁸. Im europäischen Raum ist mit dem Inzest ein fundamentales Gesetz überschritten, das die feudale Ehepraxis maßgeblich konstituiert. Mit der gedachten Ordnung ist der Geschwisterinzest entsprechend nicht zu harmonisieren, so daß erzählstrategisch eine Lösung gefunden werden muß. Dafür ist in den Mythen wie auch in mittelalterlichen Dichtungen im einfachsten Fall die Trennung des Paares vorgesehen. Im schlimmeren Fall kommt es zum Ausschluß aus der Gemeinschaft oder zur Eliminierung des Störenfrieds. So auch hier: Der Bruder stirbt den Minnetod, was zwar die unvermin-

²⁵ „Wo die Unterschiede fehlen, droht Gewalt“, so konstatiert René Girard im Zusammenhang mit ethnologischen Untersuchungen zu den angsteinflößenden Zwillingengeburt. Vgl. René Girard, *Das Heilige und die Gewalt*. Aus dem Französischen von Elisabeth Maimberger-Rub (Frankfurt am Main 1992) hier 88.

²⁶ Ebd. 89.

²⁷ Lévi-Strauss, *Luchsgeschichte* 247.

²⁸ Strohschneider, *Inzest-Heiligkeit* 114.

dert große Verbundenheit der Liebenden betont, das Paradox der Doppelung aber endgültig beseitigt²⁹. Zwillingshaftigkeit ist damit auch in dieser Geschichte nicht als Ideal ausgesponnen, sondern als prekäre Variante der Natur, die zumal das ordnungsgefährdende sexuelle Begehren stimuliert.

Auch in der ‚Crescentia-Geschichte‘ ist das nicht akzeptable Begehren mit den Zwillingen in Verbindung gebracht. Allerdings in anderer Weise, denn hier ist die notwendige und bereits vorhandene, äußerlich sichtbare Differenz dahingehend ausgebaut, daß dem einen als Abweichung verdächtigen Zwilling, dem schönen Dietrich, die ordnungsfeindliche Begehrlichkeit auf den Leib geschrieben ist. Während der häßlichere Zwilling Bruder, der unterdessen das rechtmäßige Erbe angetreten hat, weil er als erster geheiratet hat, Krieg gegen einen mächtigen König führt, nutzt der schöne Dietrich seine Abwesenheit, um Crescentia – aus Rache für die frühere Zurückweisung seiner Werbung – zum Beischlaf zu zwingen. Die kann sich zwar listig schützen, wird aber bei der Rückkehr ihres Ehemannes vom schönen Dietrich als Ehebrecherin denunziert und auf sein Anraten hin zum Tod durch Ertränken im Tiber verurteilt.

Gemäß der fundierenden mythologischen Struktur ist die Zwillingsexistenz demnach nicht nur mit einem Treuebruch dem Bruder gegenüber, sondern erneut mit einem potentiell gesellschaftsfeindlichen Begehren verschnitten, das wie im ‚Gregorius‘ eine Bedrohung der genealogischen Ordnung, wenn nicht gar eine negative Wertung der Zwillingshaftigkeit indiziert. Und nicht zuletzt ist damit noch einmal der verdächtige Status markiert, der Zwillingen durchgängig zugeschrieben ist.

III. Herrschaftssicherung und genealogische Kontinuität

Die konnotative Wertung der Zwillinge als verdächtig und sogar bedrohlich reagiert u. a. auf das beunruhigende Potential, das für das mittelalterliche Verwandtschaftssystem insofern besteht, als die gleichgeschlechtlichen Zwillinge nicht umstandslos als Erst- oder Zweitgeborene differenziert werden könnten. Der Problemkreis der strittigen Erstgeburt, den die Bibel nahezu ausschließlich reflektiert³⁰, wird in keiner der Geschichten über Zwillinge explizit, und als konfliktträchtig ist er auf der Ebene der ‚histoire‘ schon gar nicht ausphantasiert. Aber unabhängig davon, ob von einem Konkurrenzverhältnis oder von einer Bindung durch Freundschaft bzw. Liebe erzählt wird, dem sich aus der Geburt von Zwillingen ergebenden Problem feudaldadiger Herrschaft und genealogischer Kontinuität wird dennoch Rechnung getragen³¹. Die radikalste Antwort darauf gibt der

²⁹ Ähnlich ebd. 125 f.

³⁰ Vgl. Jakob und Esau (Gn 25 ff.) oder Gn 38,28 f., wo der – beinahe – erstgeborene Zwillingssohn der Tamar von der Hebamme durch einen roten Faden markiert wird. Er zieht die Hand mit dem Faden allerdings wieder zurück, so daß Serach zuerst zur Welt kommt.

³¹ Thematisiert ist diese Frage, soweit ich sehe, allein im Roman von ‚Valentin und Orsus‘ (am Schluß des Romans Bl. CLXXIII^v). Die Mutter weiß hier zwar nicht, wer von den Zwi-

‚Gregorius‘, wo der im Inzest gezeugte Sohn seine Mutter heiratet³². Das Chaos der Familienordnung komprimiert sich in der Figur der Zwillingsschwester, die für den Protagonisten Mutter, Schwester des Vaters und Ehefrau zugleich ist: *Sîn muoter, sîn base, sîn wîp / (diu driu beten einen lip)*³³. In diesem Text bricht die Genealogie demgemäß unwiderruflich ab: Der Zwilling Bruder stirbt, die Zwillingsschwester führt ein gottgeweihtes Leben, und der im Inzest gezeugte Sohn wird Papst.

Weniger radikal fällt die Reaktion in der ‚Crescentia-Geschichte‘ aus. Gemäß dem römischen Recht (V. 11377) soll derjenige das Erbe antreten, der zuerst heiraten wird. Darin begründet sich die bereits erwähnte gemeinsame Werbung und der förmliche Akt, der die Wahl des Ehemannes rahmt. Nach dem vermeintlichen Tod der Crescentia werden die wesensmäßig und äußerlich ungleichen Zwillingbrüder dann allein für die Zeit der gestörten Ordnung auf das prekäre Gleichheitsprinzip verpflichtet: Sie erkrankten auf Gottes Wirken hin (V. 11890–11894) gemeinsam am Aussatz, was ausdrücklich als Strafe Gottes ausgewiesen ist³⁴. Was diese Erzählung maßgeblich konstituiert, ist der symmetrische, zweigeteilte Aufbau, der sich mit szenischen und motivischen Doppelungen verschränkt³⁵. Entsprechend wird Crescentia dieser Gemeinsamkeit im Leiden mit Gottes Hilfe erst dann ein Ende bereiten, wenn sie ein zweites Mal der ‚sexuellen Belästigung‘ eines Mannes ausgesetzt war, der ihr – in Potenzierung der ersten Verleumdung – auch noch den Mord an einem Kind anhängt. Sie wird außerdem ein zweites Mal in den Tiber geworfen und durch die Gnade Gottes gerettet, und erst nachdem sie, wiederum ein zweites Mal, das Recht mit Hilfe einer erzwungenen, öffentlichen Beichte ans Licht gezerrt hat, gesunden auch die Zwillingbrüder. Erzähllogisch fungiert die Verdoppelung des Ehemannes durch einen Zwilling als Problemverstärker, die Handlungsdoppelung als Leidverstärker der zu Unrecht beschuldigten Frau. Der Preis für die Heilung des Ehemannes und die Sicherung der Herrschaft indiziert indes die klerikale Perspektive, die das Erzählen entscheidend mitstrukturiert, etwas, was die ‚Crescentia‘-Geschichte zumal mit dem ‚Gregorius‘ teilt³⁶: Dietrich, der Ehemann, geht zusammen mit der märtyrerhaften Crescentia

lingen der Erstgeborene ist (ebd.: *wann ich weiß nüt weller vnder ouch beiden der elter ist*), aber zum Problem gerät die Frage dennoch nicht, denn beide teilen sich daraufhin die Herrschaft. Am Ende allerdings stirbt Valentin, wodurch ein möglicher Konflikt endgültig ausgeräumt ist.

³² V. 2244 f.: *dar nâch wart er alsus / wil schiere siner muoter man.*

³³ Ebd. V. 3831 f.

³⁴ V. 11890–94. Das gilt auch für die Erkrankung des Herzogs und seines vicedominus; vgl. V. 12359–64.

³⁵ Zum ersten (zweigeteilten) und zweiten (zweigeteilten) Hauptteil vgl. *Markus Stock*, Kombinationssinn. Narrative Strukturexperimente im ‚Straßburger Alexander‘, im ‚Herzog Ernst B‘ und im ‚König Rother‘ (MTU 123, Tübingen 2002), hier 54–70; dort auch Hinweise auf ältere Forschungsbeiträge. Im folgenden zitiert: *Stock*, Kombinationssinn.

³⁶ In den beiden Geschichten durchkreuzen sich mehrere Perspektiven, eine geistliche, die im Erzählen der Legende angenähert ist, und eine weltlich-feudale; die geistliche Perspektive begründet u. a. das zentrale Thema von Sünde und Buße, das Wunderwirken Gottes, die bedeutungsame ordnungsrestituierende Beichte, aber auch die Entscheidungen, ein gottgeweihtes Leben

ins Kloster, während der durch seine vergängliche Schönheit geradezu prädisponierte Dietrich die in klerikaler Perspektive nachgeordnete, profane Aufgabe der Landesherrschaft übernimmt. Mit der Trennung der Zwillinge wird erzählstrategisch so auch die potentielle Gefährdung der Herrschaft beseitigt und die Gesellschaft vor weiteren katastrophalen Folgen beschützt³⁷.

Im ‚Wilhelm von Wenden‘ versinken demgegenüber alle potentiellen Gefahren in einem Traum von Eintracht und Gewaltlosigkeit feudaler Herrschaft. Entsprechend macht sich in diesem Text eine weniger zerstörerische Strategie in Reaktion auf die Bedrohung der Dynastie durch die Unterschiedslosigkeit der Zwillinge geltend. Die prekäre Zwillingsexistenz wird zum Anliegen des ganzen sozialen Verbandes, so daß das Inkompatible schließlich bewältigt werden kann. Schon die Erbfolge des anfangs noch unmündigen Vaters Wilhelm regelt ein Fürstenrat ebenso vorbildlich wie später die Verwaltung des von Wilhelm heimlich verlassenen Landes oder die Friedens- und Rechtsordnung des ‚heidnischen‘ Fürstentums, in dem Wilhelm seine Frau Bene zurückläßt, um allein ins Heilige Land zu pilgern. Einmütig wählt der Rat dort die Landfremde aufgrund ihrer ethischen und intellektuellen Qualifikation zur Landesherrin auf Zeit. Das oberflächensemantische Thema von Herrscherwechsel und Herrschaftssicherung kulminiert am Ende in einer problemlosen Vereinigung von drei, ehemals ‚heidnischen‘ Fürstentümern.

Wirklich problematisch wird in diesem Text eigentlich nichts, auch nicht die Frage der Erbfolge. Die Sicherung der genealogischen Ordnung erfolgt entsprechend unkompliziert: Die verwilderten³⁸ Zwillingssöhne werden nach einvernehmlicher Beratung an den Hof zurückgeholt und qua Amt in den Hofstaat integriert, womit zugleich für das Raubrittertum kein Anlaß mehr besteht³⁹. Mit 60 Jahren – so in den letzten Versen – zieht Wilhelm sich zusammen mit seiner Ehefrau in ein Kloster zurück und übergibt seinen Söhnen die Herrschaft (V. 8283–8291). Die Differenzen, die diese Zwillinge gegenüber dem Allgemeinen bereits bei der Geburt verkörpern, sind so in einem einmütigen Gemeinschaftsakt zum Verschwinden gebracht.

zu führen. In der ‚Crescentia‘-Geschichte übernimmt der schöne Dietrich der klerikalen Kritik am höfischen Lebensstil entsprechend die weltlichen Herrschaftsgeschäfte. Im ‚Wilhelm von Wenden‘ dagegen wird das oberflächensemantische Thema der Gottessuche eher von einer feudalen Perspektive dominiert, wobei „die Repräsentation feudaler Herrschaft ... zugleich aber auch problematisiert wird“. Vgl. *Werner Röcke*, Die Macht des Wortes. Feudale Repräsentation und christliche Verkündigung im mittelalterlichen Legendenroman, in: *Höfische Repräsentation. Das Zeremoniell und die Zeichen*, hrsg. von *Hedda Ragotzky* und *Horst Wenzel* (Tübingen 1990) 209–226, hier 211, im folgenden zitiert: *Röcke*, Macht.

³⁷ Von einer Ehefrau und damit einem Erben ist allerdings nicht ausdrücklich die Rede. Die Geschichte endet mit dem Hinweis auf die Regelung.

³⁸ Einer der Zwillinge berichtet von der Existenz als Raubritter im Wald und sagt, daß sie getauft worden seien, *alein wir hie verwildet sîn* (V. 6511).

³⁹ Der „Anlaß für das Raubrittertum entfällt“, so *Jan-Dirk Müller*, Landesherrin *per compromissum*. Zum Wahlmodus in Ulrichs von Etzenbach ‚Wilhelm von Wenden‘ V. 4095–4401, in: *Sprache und Recht. Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters*. Festschrift für Ruth Schmidt-Wiegand, hrsg. von *Karl Hauck* u. a., Bd. 1 (Berlin, New York 1986) 490–514, hier 510. Im folgenden zitiert: *Müller*, Landesherrin.

Ausgeleuchtet wird in den Geschichten über Zwillinge jeweils etwas Unerklärliches, das eine Irritation der gedachten Ordnung bewirkt, die ihren konfliktträchtigen Ursprung in der nicht akzeptablen Gleichheit der Doppelwesen hat. Insofern verbindet sich mit den zugleich faszinierenden wie auch bedrohlichen Zwillingsexistenzen etwas zutiefst Ambivalentes, das entweder erzählstrategisch beseitigt oder mit den mitlaufenden Ordnungsvorstellungen harmonisiert wird. Mit Slavoj Žižek gesprochen, ist Phantasie „die ursprüngliche Form der *Erzählung*, die eine ursprüngliche Sackgasse ... behandelt“⁴⁰, „... um einige fundamentale Antagonismen mittels Wiederarrangierung ... in einer zeitlichen Sukzession zu lösen. Sie ist folglich genau die Form der Erzählung, welche einige unterdrückte Antagonismen bezeugt. Den Preis, den man für die narrative Erklärung zahlt, ist eine *petitio principii* der Zeitschleife, das heißt, die Erzählung setzt stillschweigend als gegeben voraus, was sie vorgibt zu reproduzieren.“⁴¹ Die Erzählung verschleiert mithin, daß sie eine Konstruktion ist, die angeblich Geltendes voraussetzt, um Widersprüchliches in der Weise kommensurabel zu machen, daß das tatsächlich Geltende seine Bestätigung finden kann. Dieser Geste der narrativen ‚Erklärung‘ ist nun nachzugehen, wobei weiter danach zu fragen ist, welches verborgene Vorverständnis den Erzählungen implizit sein könnte und wie sich das Erzählte mit dem außerliterarischen Kontext verbinden mag.

IV. Text und Kontext

Die Kontextverwendung kam bisher nur insoweit zur Sprache, als sich der Fokus auf die gedeutete, strukturierende mythologische Tradition richtete, die sich mit impliziten Vertextungsstrategien und konventionalisierten Erzählverfahren des 12. und 13. Jahrhunderts verbindet⁴². Lutz Danneberg würde dies als ‚intrakontextuelle‘ Analyse⁴³ bezeichnen, die Teil der Kontextbildung ist, so daß strenggesehen „jede (bedeutungszuweisende) Untersuchung eines literarischen Werkes kontextbezogen“ ist⁴⁴. Wenn nun aber nach den fundierenden mythologischen Strukturen gefragt wurde und jetzt danach zu fragen ist, welches kulturelle Wissen die Texte voraussetzen könnten, das dann für zentrale Anliegen der feudaldadligen Gesellschaft genutzt wird (hier: Dynastie, Genealogie), dann fällt dies vielleicht im Verständnis Dannebergs unter das Verdikt einer Art von Kontextver-

⁴⁰ Slavoj Žižek, Die Pest der Phantasmen. Die Effizienz des Phantasmatischen in den neuen Medien. Aus dem Englischen von *Andreas Leopold Hofbauer*, hrsg. von *Peter Engelmann* (Wien 21999) Zitat 25. Im folgenden zitiert: Žižek, Pest.

⁴¹ Žižek, Pest 26.

⁴² Zum Erzählen in Doppelungen und variierenden Wiederholungen vgl. *Stock*, Kombinationsinn, ebenso ebd. zusammenfassend zur ‚Kaiserchronik‘ 70–72.

⁴³ Lutz Danneberg, Interpretation: Kontextbildung und Kontextverwendung. Demonstriert an Brechts Keuner-Geschichte. *Die Frage, ob es einen Gott gibt*, in: *Spiel: Siegener Periodicum zur internationalen empirischen Literaturwissenschaft* 9 (1990) 89–130, hier 103–105.

⁴⁴ Ebd. 101 f.

wendung, die alles Mögliche miteinander verknüpft. Unter der Voraussetzung, daß Kontexte als Zeichenzusammenhänge zu verstehen sind, die zunächst grundsätzlich historisch und außerdem in steter Bewegung befindlich sind, bereitet aber schon eine Bestimmung des den Texten vorgängigen Wissenshorizonts die größten Schwierigkeiten. Mit einer der Zweifelsfragen Dannebergs, ob es sich um ein bewußtes oder bloß virtuelles Wissen handelt⁴⁵, verbindet sich deshalb eine Maximalerwartung, der weder die Informations- und Materiallage im Mittelalter gerecht werden kann noch die „Vielfalt kultureller Erfindungen“. Macht man etwa die Radikalisierung der Befugnisse des Imaginären nach Cornelius Castoriadis zum Ausgangspunkt für die Kontextfrage, dann ist die die Texte umgebende Realität mit ihren vorgegebenen Verhaltensmustern und Traditionen einerseits „zu unbestimmt und vieldeutig, um die Vielfalt kultureller Erfindungen zu erklären“, andererseits aber auch „zu bestimmt und eindeutig, um die fließende Bedeutungsfülle ... auch nur zu beschreiben, geschweige denn, ihre Entstehung zu erklären“⁴⁶. Die Welt wie auch die Literatur als integraler Bestandteil der Selbstthematisierung und Selbstkonstitution der Gesellschaft artikuliert sich durch imaginäre Bedeutungen, d. h. durch Sinnzusammenhänge, „die weder nur Abbild des Wahrgenommenen noch einfach Verlängerung und Sublimierung animalischer Strebungen noch streng rationale Bearbeitung des Gegebenen sind“⁴⁷. Und Bedeutungen sind nicht das, „was sich die Einzelnen bewußt oder unbewußt vorstellen oder was sie denken. Sie sind vielmehr das, wodurch und von wo aus die Individuen als gesellschaftliche Individuen formiert, das heißt befähigt werden, am gesellschaftlichen Tun und Vorstellen/Sagen teilzunehmen.“⁴⁸ Der polare Gegensatz bewußt/unbewußt bildet somit keine adäquate Grundlage für die Suche nach dem verborgenen Vorverständnis: So, wie die gesellschaftliche Welt sich in Anknüpfung und Anlehnung an Erfahrungen eine Lebenswelt schafft und gestaltet, so vermennt sich auch in der Literatur „Vorgefundenes und Selbstgeschaffenes“⁴⁹, was wiederum vielfältige Bezüge eröffnet. Dabei verliert sich die Suche nach dem Sinn keineswegs im Unbestimmten, wenn Imagination im Prozeß des Bestimmens weder in Realität und Rationalisierung aufgeht, noch umgekehrt Realität und Rationalisierung ihre Eigenschaft einbüßen. Wie sich die Sinnbildung realisiert, ist der Literatur als Ergebnis des Schaffens und Umschaffens abzulesen. Dabei ist der sprachlich artikuliert Sinn „immer in offene interpretative Horizonte eingebettet“, was sowohl die „Integration von neuen wie auch die Problematisierung von

⁴⁵ Ebd. 99f.

⁴⁶ So *Bernhard Waldenfels*, *Der Primat der Einbildungskraft. Zur Rolle des gesellschaftlichen Imaginären bei Cornelius Castoriadis*, in: *Die Institution des Imaginären. Zur Philosophie von Cornelius Castoriadis*, hrsg. von *Alice Pechriggl, Karl Reitter* (Wien, Berlin 1991) 55–80, Zitate 58.

⁴⁷ *Cornelius Castoriadis*, *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Übersetzt von *Horst Brühmann* (Frankfurt a. M. 1984) Zitat 251. Im folgenden zitiert: *Castoriadis*, *Gesellschaft*.

⁴⁸ Ebd. 598.

⁴⁹ Ebd. 181; ebd. 237 u. ö. entsprechend: „bewußt oder unbewußt, darauf kommt es kaum an“.

alten Bedeutungen“ ermöglicht⁵⁰. Und daher vermag die Rekonstruktion von Bezügen nur Minimalerwartungen zu erfüllen, weil sich die Bedingungen und Voraussetzungen der Aufnahme und Übernahme dessen, was ins Bild gesetzt und in einem bestimmten Sinn aufgefaßt wird, eben nicht zureichend erklären lassen⁵¹.

Entsprechend unergiebig blieben bisher die Versuche zum ‚Wilhelm von Wenden‘, etwa Bezüge zwischen der Erzählhandlung und der politisch-dynastischen Geschichte Böhmens herzustellen⁵². Der Text ist Wenzel II. von Böhmen und seiner Frau Guta gewidmet, der Tochter König Rudolfs von Habsburg, die ebenfalls Zwillinge geboren hatte, allerdings unterschiedlichen Geschlechts. Entstanden ist die Erzählung wohl auf Anregung des Henricus Italicus (Heinrich der Walch) hin, der wiederum als Gelehrter im Dienst König Ottokars II. Přemysl nachweisbar ist. Ob der ‚Wilhelm von Wenden‘ aber auf die konkrete „länger andauernde Krisensituation“ reagiert, die Niederlage und Tod Ottokars II. Přemysl im Gefolge hatte⁵³, ist umstritten und vom Text nicht gedeckt. Die ins Zentrum des ‚Wilhelm von Wenden‘ gerückte gewaltlose Sicherung legitimer Adelherrschaft kommentiert schließlich ein sehr grundsätzliches Problem, das nicht nur die politische Geschichte Böhmens bestimmt⁵⁴. Achim Masser konnte die seiner Meinung nach passenderen politischen Aktivitäten König Wenzels deshalb in Kärnten finden⁵⁵. Sagen läßt sich wohl nur, daß hier wie in den Geschichten über Zwillinge insgesamt ein Vor- und Halbwissen zu einem unauflöselichen Konstrukt kulminiert. Aus der Vielzahl heterogener (und verbundener) Wissensbestände des historischen Kontextes, die in einem Text auf komplizierte Weise konvergieren und in-

⁵⁰ *Johann P. Arnason*, Kulturelle Horizonte und imaginäre Bedeutungen, in: *Die Institution des Imaginären. Zur Philosophie von Cornelius Castoriadis*, hrsg. von *Alice Pechriggl, Karl Reitter* (Wien, Berlin 1991) 143–171, hier 163.

⁵¹ Und dabei ist jetzt nicht nur an den Überschuß an Bedeutung nach Castoriadis gedacht oder daran, daß Vorstellungen eben nicht nur von (bewußter oder unbewußter) Wahrnehmung abhängig sind. Die Unhintergebarkeit der Verstehens- und Deutungsprozesse begründet sich auch in der bloß lückenhaften Materialbasis, die eben nur bedingt Rückschlüsse darauf zuläßt, auf welches Vorgefundene die Literatur im Mittelalter eigentlich antwortet oder sich bezieht. Zu bedenken ist außerdem, daß die Übergänge zum historischen Kontext angesichts einer noch geringen Ausdifferenzierung fließend und auch deshalb nur schwer faßbar sind.

⁵² Nach *Bebr*, Machtlegitimation, ist der Text „mit der politischen Situation in Böhmen“ (199) verknüpft, und zwar „zielgerichtet auf eine ganz konkrete politische Situation: den Ausbau Böhmens zur slawischen Großmacht“ (204). Cramer versucht demgegenüber, bürgerliche Interessen an neuen Verfassungsnormen zu belegen (bes. 132–139); vgl. *Thomas Cramer*, Normenkonflikte im ‚Pfaffen Amis‘ und im ‚Willehalm von Wenden‘. Überlegungen zur Entwicklung des Bürgertums im Spätmittelalter, in: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 93 (Sonderheft: Spätmittelalterliche Epik, 1974) 124–140. Dagegen Werner Röcke, der festhält, daß ein „auf die politische Funktion beschränkte[s] Verständnis“ das legendenähnliche Armuts- und Isolationsmotiv ausblende, das zu einem neuen ‚Typ von Repräsentation‘ führe. Vgl. *Röcke*, Macht 211 und 226.

⁵³ *Müller*, Landesherrin, Zitat 491; vgl. ferner 493f.

⁵⁴ So auch ebd. 494.

⁵⁵ *Masser*, ‚Wilhelm‘ 146–148.

teragieren, sei abschließend nun der naturgeschichtlich-medizinische Diskurs auf seine Auseinandersetzung mit den Zwillingen hin befragt.

Nach Eric Kooper könnte bereits die Tatsache, daß in den mal. Dichtungen des europäischen Raumes stets nur von Zwillingen oder Siebenlingen die Rede ist, mit zwei konkurrierenden Schulmeinungen in Verbindung stehen, die über die Beschaffenheit des Uterus kursierten⁵⁶. Albertus Magnus etwa schreibt im 13. Jahrhundert eine verbreitete Interpretation der griechischen und arabischen Medizin fort, wonach der Uterus aus zwei Kammern bestehe⁵⁷. Diejenigen, die wie Vincenz von Beauvais der Schule von Salerno folgen, gehen demgegenüber von sieben Kammern aus⁵⁸. Drillinge, Fünflinge usw., die dann ebenfalls in den Kammern Platz finden könnten, werden zwar auch von Vincenz von Beauvais erörtert⁵⁹, kommen aber in der im engeren Sinn erzählenden Literatur nicht vor.

Der moralische Aspekt, den die Erzählungen so häufig über den Ehebruchsverdacht mit Zwillings- oder Siebenlingsgeburten verknüpfen, ist ebenfalls im naturgeschichtlich-medizinischen Diskurs angesiedelt. Dort werden Mehrfachgeburten stets in Kapiteln abgehandelt, die sich mit mangelhaften Zeugungen, wunderbaren Geburten⁶⁰ oder *wundermensch*⁶¹ befassen. Als Ursache für Mehrfachgeburten gelten u. a. sündhafte Sexualpraktiken, die sich mit allzu heftigen Bewegungen verbinden. Dabei wird dann der vornehmste Ehezweck, die Fortpflanzung, von dem – aus theologischer Sicht – unerlaubten Lustempfinden beherrscht; daneben werden auch mehrfacher Geschlechtsverkehr, falsche Ernährungsgewohnheiten oder die Dominanz bestimmter Körpersäfte genannt. Nicht im christlichen Verständnis, aber moralisch verdächtig, sind Zeugung und Geburt von Zwillingen allerdings schon bei Plinius, der in seiner Naturgeschichte von bipaternalen Schwangerschaften erzählt, mit dem Ergebnis, daß der eine Zwilling

⁵⁶ Eric Kooper, Multiple Births and Multiple Disaster: Twins in Medieval Literature, in: *Conjunctures: Medieval Studies in Honor of Douglas Kelly*, edited by Keith Busby and Norris J. Lacy (Amsterdam 1994) 253–269. Im folgenden zitiert: Kooper, Multiple Births.

⁵⁷ Ebd. 263. Daß die Anzahl der Jungen abhängig sei von der Anzahl der Gebärmutterkammern, hatte sehr viel früher schon Hippocrates für die Säugetiere festgehalten. Diese Vorstellung wird dann auch in die Gebärmuttermodelle der mittelalterlichen Gelehrten integriert, die sich mit dem menschlichen Körper befassen. Vgl. ebd. 264.

⁵⁸ Ebd. 263. – Diese Vorstellung fand auch Eingang in volkssprachliche enzyklopädische Werke wie das ‚Buch Sidrach‘, das seit Anfang des 14. Jahrhunderts überliefert ist. Auf die Frage, ob eine Frau mehr als nur zwei Kinder austragen könne, wird auf die sieben Kammern der Gebärmutter hingewiesen: *Wente de moder des wywes heft soven kameren unde in isliker kameren mach see dreghen eyn kint*. Vgl. Das Buch Sidrach. Nach der Kopenhagener mittelniederdeutschen Handschrift v. J. 1479, hrsg. von H. Jellinghaus (Tübingen 1904) 72.

⁵⁹ *Vincentius Bellovacensis (Vincenz von Beauvais)*, *Speculum naturale*. Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe Dvaci 1624 (Graz 1964) Capvt CXVIII (De partibus geminis et monstrososis) Sp. 2387f., hier Sp. 2387. Im folgenden zitiert: Vincenz, *Speculum*.

⁶⁰ Etwa Vincenz, *Speculum* Sp. 2387 und C. *Plinius Secundus d. Ä.*, *Naturkunde*. Lateinisch-deutsch, Buch VII, hrsg. und übers. von Roderich König in Zusammenarbeit mit Gerhard Winkler (Zürich, Düsseldorf 1996) 34–36. Im folgenden zitiert: *Plinius*, *Naturkunde*.

⁶¹ *Konrad von Megenberg*, *Das Buch der Natur*. Die erste Naturgeschichte in deutscher Sprache, hrsg. von Franz Pfeiffer (Stuttgart 1861, Nachdruck Hildesheim, New York 1971) 486. Im folgenden zitiert: *Konrad von Megenberg*, *Buch der Natur*.